
Wolfdietrich Hartung

Über Sprachelend und seine Konstruktion

Mein Zugang zu dem wahrlich komplexen Thema, das Bodo Friedrich gereizt hat, uns den „Verlust der Sprachkultur“ und das „Sprachelend in Deutschland“ als ein Menetekel an die Wand zu malen, ist nicht der eines Sprachkritikers, der hier für einen einschlägigen Experten gehalten wird, sondern nur der eines Linguisten, der sich allerdings seit längerer Zeit damit beschäftigt, wie soziale Gemeinschaften dank Sprache funktionieren und wie sich diese Gemeinschaften zu Sprachen, die sie selbst oder andere sprechen, verhalten. Mit diesem Hintergrund an Wissen und spezifischen Interessen begrüße ich natürlich, dass das Thema auf eine so engagierte und anregende Art behandelt wurde. Zugleich aber reizt mich gerade die Engagiertheit, ein paar Relativierungen, Differenzierungen und möglicherweise auch Verschärfungen anzubringen.

„Sprachkultur“, und ihr Verlust, bezieht sich im Vortrag auf zweierlei: erstens auf den kulturvollen Umgang mit Sprache (was immer das sein mag) und zweitens auf den Verlust, das Verschwinden oder Sterben von einzelnen Sprachen als spezifischen menschlichen Kulturgütern. Beides berührt sich, fasst aber doch Phänomene zusammen, deren historische Bedingungen und Konsequenzen recht verschiedenartig sind. Ich beginne mit jenem Umgang, von dem man meint, dass er zum Sprachelend führt – obwohl es doch eigentlich eher die Sprecher sind, die in einen elenden Zustand geraten, als die Sprache, die zwar in den Köpfen der Sprecher existiert, aber als überindividuelles und unschuldiges Symbolisierungspotential einer Gemeinschaft von Sprechern kaum für deren Sünden verantwortlich zu machen ist. Eine Sprache ist eigentlich immer besser als es ihre Sprecher sind, sie vermag jedenfalls mehr. Aber wer hätte schon Lust, auch noch vom Elend der Sprecher in Deutschland zu reden.

Schwarzseherische Äußerungen über die Sprache sind uns bekannt, seit solche Äußerungen schriftlich bewahrt werden können. Vermutlich sind

sie aber älter. Natürlich sind das Aussagen, die sich auf irgendwelche Merkmale des Sprachgebrauchs beziehen. Aber sie bewerten diesen. Sie haben nicht die Funktion, Sprachgebrauch zu beschreiben, sondern Sprecher zu warnen, zu erschrecken, unter Umständen auch zu disqualifizieren, auszugrenzen. Wie kommen Menschen dazu, den Sprachgebrauch anderer, seltener den eigenen, zu bewerten? Was sind Maßstäbe dafür? Sprache ist dem Menschen insofern gegeben, als ihm die Fähigkeit zu ihrem Erwerb angeboren ist und er in eine sprechende Umgebung, die er sich nicht aussuchen kann, hineingeboren wird. Indem er diese Vorgaben benutzt, verändert und erweitert er dann aber ständig die Möglichkeiten, die sie ihm bereitgestellt haben. Der Mensch beginnt, selbst über seine Sprache zu verfügen. Die Art, sich sprachlich mitzuteilen, wird zunehmend bestimmt von den sozialen Beziehungen, die er eingehen kann, von der räumlichen Mobilität, die ihm gewährt ist, von seiner Teilnahme oder der (gewollten oder erzwungenen) Nicht-Teilnahme an den verschiedensten Kommunikationsereignissen mit ihren spezifischen kommunikativen Praktiken. Mit „Sprache“ meinen wir bestimmte Abstraktionen über dieser Vielfalt von Verwendungen. Speziellere Begriffsbildungen unterscheiden noch Standardsprachen, Literatursprachen, Dialekte, Umgangssprachen, Fachsprachen, Stile usw. oder allgemeiner: Varietäten unterschiedlicher Art. Erst vor dem Hintergrund solcher Differenzierung von Sprache kann Bewahrung und Überlieferung von Traditionen betrieben werden, wird es möglich, Normen bewusst zu machen und über ihre Verletzung zu urteilen.

Es sind also immer Sprecher, die an bestimmten Orten, an bestimmten Plätzen in einer Sozialstruktur und zu bestimmten Zwecken besondere Arten des Kommunizierens entwickelt haben, im allgemeinen sicher angemessene Arten, sonst würden diese ihren primären Zwecken nicht gerecht, manchmal sehr ausgefeilte (wie etwa im Fall der Literatursprache oder mancher Fachsprachen), vielleicht auch überlegene, wenngleich die Kriterien dafür nicht ganz leicht zu bestimmen sind. Jede Aussage über den Verfall einer Sprache ist ohne den Bezug auf ihre Differenziertheit eigentlich sinnlos. Denn oft genug tritt nur eine andere Ausdrucksweise, mit anderen, aber nicht „schlechteren“ Normen, an die Stelle einer althergebrachten, die vielleicht nur deshalb aufgegeben wird, weil die sie tragende Sprechergruppe an Prestige verloren hat.

Was folgt daraus – unter anderem – für unser Thema? Man kann beispielsweise nicht ohne nähere Angaben bedauern, dass irgendwelche Normen missachtet werden. Vielleicht sind es nur ganz bestimmte, deren alleinige Gültigkeit in Frage gestellt wird oder die als überholt empfunden werden. Oder etwas anderes: Kann Sprache tatsächlich vor der Wirklichkeit versagen oder hinter ihr zurückbleiben? Doch wohl kaum. Wenn es generell so wäre, dann würde dies das Ende der Menschheit bedeuten oder wenigstens das Ende der Deutschen. Eher können sich bestimmte überlieferte Sprachformen als unzureichend für irgendeinen aktuellen Zweck erweisen. Oder die Ausbildung neuer Sprachformen ist noch nicht weit genug vorangekommen, nicht weit genug verbreitet. Wir machten es uns zu leicht, wollten wir menschliches Unvermögen der Sprache anlasten. Nicht eine Sprache versagt, sondern der Sprecher, der mit ihr nicht angemessen umzugehen vermag. Aus ähnlichen Gründen kann man Sprache eigentlich auch nicht missbrauchen. Sie „gehört“ allen, die sie für den Austausch mit anderen oder auch für die Selbstverständigung verwenden wollen. Was allerdings nicht ausschließt, dass man sie benutzen kann, um andere Menschen zu missbrauchen oder sich – wider besseres Wissen – etwas einzureden. Die Sprache an sich ist jedoch keine moralische Institution.

Es ist eine verbreitete Meinung, die Deutschen würden ihrer Sprache gegenüber gleichgültiger sein als andere Nationen. Richtig ist, dass die deutsche Sprache für die Entwicklung des Nationalbewusstseins der Deutschen eine andere Rolle gespielt hat und noch spielt. Die besonderen Bedingungen der Herausbildung der deutschen Nation bewirkten ganz offensichtlich, dass das Band der Sprache für die Deutschen einen sehr hohen emotionalen und ideologischen Wert bekam, zumal sich der größere Teil der Herrschenden im deutschen Sprachraum kaum oder nur ungern der deutschen Sprache bediente (vgl. zu diesen Problemen in jüngerer Zeit etwa die Arbeiten von Barbour 1993, Busse 1993, Stevenson 1993 und Coulmas 1995, deren unterschiedliche und nicht immer voll akzeptable Positionen hier allerdings nicht diskutiert werden können). Im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert jedenfalls waren breite Schichten der Deutschen ihrer Sprache gegenüber alles andere als gleichgültig. Davon zeugen nicht zuletzt zahlreiche Sprachvereine oder die Aufmerksamkeit, die die (angeblichen) Werte der deutschen Sprache in populären Gedichten fanden. Seit der Reichsgründung wurden Wahrung und Pflege der deutschen Spra-

che allerdings immer mehr zum Tummelplatz konservativer und rechter Gruppierungen, bis heute. (Obwohl die meisten Grundgedanken, die später das Gerüst reaktionärer und fremdenfeindlicher Auffassungen bildeten, von Anfang an da waren.) Nach den beiden Kriegen und den Verbrechen des Nationalsozialismus war (und ist) die Beschäftigung mit nationalen Werten für viele Deutsche belastet. Und ich halte es für fraglich, ob eine schnelle Entlastung immer wünschenswert ist. Progressive oder gar links orientierte Deutsche hatten es unter diesen Bedingungen schwer mit der Sprachpflege, zumindest taten sie sich schwer. Es ist zweifellos kein Zufall, dass sich in den letzten Jahren die Aktivitäten gerade rechtskonservativer und rechtsextremer Vereinigungen wieder mehren, die sich gegen eine „Überfremdung des Deutschen“ und den „Verlust der Sprache“ wenden oder zum „Schutz deutscher Schrift und Sprache“ aufrufen (Martin Dietzsch und Anton Maegerle vom Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung haben eine gute kritische, allerdings nicht mehr ganz aktuelle Zusammenstellung solcher Aktivitäten gegeben; im Internet zugänglich unter „www.members.aol.com/dissdui/index.htm“). – Übrigens spricht auch das kritische Echo, das die Orthographiereform in sehr breiten Kreisen auslöst, gegen eine generelle Gleichgültigkeit der Deutschen gegenüber ihrer Sprache.

Auch von einem Rückzug der Linguistik und einer Kaspar-Hauser-Situation der deutschen Sprache würde ich nicht so ohne weiteres reden. Unter historischer Perspektive haben deutsche Sprachwissenschaftler einen hervorragenden Anteil daran, dass die deutsche Sprache ihr heutiges hohes Niveau an funktionaler Differenziertheit erreicht hat und dieses den meisten Sprechern (noch) in erheblichem Umfang zugänglich ist. Das gilt im Prinzip auch für die Gegenwart. Natürlich wechselte das Interesse an einer direkteren Einflussnahme. Schon weil es – aus den verschiedensten Gründen und auch aus den genannten – undankbar erschien, sich in den oft dilettantischen Streit um Wert oder Unwert von Verwendungen der deutschen Sprache immer wieder einzumischen. Wichtiger aber ist, dass sich die Sprachwissenschaft in diesem Jahrhundert außerordentlich stark differenziert hat. Sprachkritik und Sprachpflege sind nicht ihre einzigen Forschungsgegenstände. Das daraus resultierende Selbstverständnis kann man keiner Disziplin übelnehmen. Auch nicht, dass manche Forschungsansätze weiter gefasst sind, als dass die Sprachkritik in ihnen einen Platz

finden könnte. Und schließlich ist auch Sprachwissenschaft von (staatlichen oder privaten) Geldgebern abhängig, die natürlich auch ihre Interessen und vielleicht ganz andere haben.

Was können Linguisten tun, um einen „schlechten“ Umgang mit Sprache einzuschränken? Sie stellen, etwa in der Form von Grammatiken und Wörterbüchern, ein Wissen zur Verfügung, das es überhaupt erst möglich macht, dass sich Öffentlichkeiten ernsthaft mit Sprache befassen, auf sie einwirken und sie vermitteln. Darüber hinaus sollten Linguisten die enormen Möglichkeiten sprachlichen Gestaltens verständlich machen und, wenn es denn sein muss auch als Sprachkritiker, unnötiges Verschenken von Möglichkeiten am Beispiel aufzeigen. Sie sind allein aber nicht in der Lage vorzuschreiben, wie gesprochen oder geschrieben werden sollte. Das entscheiden die vielen Gliederungen einer Sprachgemeinschaft nach ihren Bedürfnissen, und sie setzen diese Entscheidungen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Sanktionen durch. Wie alle Bedürfnisse können auch diese sekundärer Natur sein. Und nicht alles, was als Bedürfnis erscheint, muss unter einer anderen Perspektive wirklich eins sein.

Während der „schlechte“ Umgang mit Sprache noch auf mancherlei Art bekämpft werden könnte und schlimmstenfalls zum „Sprachelend“ führt, sind jene Prozesse, die mit dem Sterben von Sprachen enden, zwar sehr viel langwieriger, aber doch auch ernsthafter und in vielen Fällen kaum reversibel. Von den Tausenden Sprachen, die sich im Verlauf der Menschheitsgeschichte herausgebildet haben, scheinen immer wieder welche zu „sterben“. Für die Entstehung neuer trifft das aus der Welt der Lebewesen geholte Bild allerdings noch weniger zu; „neue“ Sprachen gehen auf Veränderungen, Mischungen und Umwertungen bereits vorhandener Sprachen (oder vorhandenen Sprachmaterials) zurück. Wenn vom Sterben einer Sprache die Rede ist, ist damit gemeint, dass es irgendwann keine Menschen mehr gibt, die sie sprechen. Die Gründe dafür können unterschiedlich sein. Sprecher können massenhaft (z.B. durch Krankheiten) sterben oder in Kriegen getötet werden; Sprecher können besiegt, unterworfen oder unterdrückt und ihnen dann der Gebrauch ihrer Sprache verboten werden; Sprecher können aber auch irgendwann zu der Auffassung kommen, dass es für sie vorteilhafter ist, die bisherige Sprache aufzugeben und eine andere zu übernehmen, ganz oder teilweise, in manchen Situationen, in vielen oder in allen. Alle diese Prozesse sind nicht scharf

voneinander abgrenzbar. Sie treten auch kaum plötzlich ein, ziehen sich meist mehrere Generationen hin. Auch bleibt keine „lebende“ Sprache über längere Zeit unverändert. Jeder Sprachgebrauch kann von vorgegangenen in irgendwelchen Punkten abweichen. Ab wann aber ist eine Sprache nicht mehr dieselbe? Ab wann kann man von einer „anderen“ sprechen?

Die Gefahr des Sterbens droht regional begrenzten Sprachen mit einer kleineren Sprecherzahl offensichtlich mehr als weiter verbreiteten mit vielen Sprechern. Letztere neigen eher zu internen Differenzierungen (die man unter einer bestimmten Perspektive natürlich auch als das Aufgeben von Vorhandenem sehen könnte). Dennoch bestehen hier keine automatischen Zusammenhänge. So können sich auch weit verbreitete Sprachen mehr oder weniger „auflösen“, kleine Sprachen dagegen können unter bestimmten Bedingungen sehr stabil sein. So hat Herder schon vor 200 Jahren den Tod des Ungarischen vorausgesagt und damit offenbar unrecht gehabt. Es gibt also auch Faktoren, die in jeweils andere Richtungen wirken.

Natürlich sind Sprachen keine lebenden Organismen, die irgendwann einmal sterben müssen, unabhängig von ihren Sprechern. Ihr Tod ist stets das (freiwillige oder unfreiwillige) Werk ihrer Sprecher. Sie können ihn verhindern oder hinausschieben. Dabei haben sie aber immer mit zwei fundamentalen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erstens müssen die Betroffenen zur Sprachbewahrung motiviert sein. Das sind sie manchmal, aber keineswegs immer. Sie leben ja in der Regel nicht in einem Reservat, sondern in einer anders- oder mehrsprachigen Umgebung, so dass es für sie eine zusätzliche und oft kaum zu bewältigende Belastung ist, eine solche Kompetenz in der eigenen Sprache zu entwickeln und zu pflegen, dass diese über den familiären Gebrauch hinaus verwendbar bleibt oder wird. Zweitens erfordert das für solche Art der Sprachbewahrung notwendige Umfeld (Lehrbücher, Unterricht, Schrifttum, Zeitungen, Sendungen in den Medien usw.) beträchtliche finanzielle Aufwendungen. Kleine Sprachgemeinschaften sind damit in der Regel überfordert, große fühlen sich nicht angesprochen oder sind allenfalls zu einer Hilfe bereit, die ihnen als Alibi dienen kann. In der Folge wird der Gebrauch einer Sprache auf wenige Bereiche beschränkt. Es bilden sich Formen einer funktional differenzierteren Zwei- und Mehrsprachigkeit heraus, Verkehrssprachen füllen entste-

hende Lücken, bis die unterlegene Sprache ganz aufgegeben wird. Sind größere Sprachen betroffen, beobachten wir Mischungen insbesondere des Wortschatzes für bestimmte Sachbereiche.

Solche Prozesse können auf sprachlicher Ebene – und dazu gehört auch die Sprachkritik – nur sehr bedingt bekämpft und beeinflusst werden. Wie aber soll der Aufwand für Sprachbewahrung finanziert werden? Was könnte Sprecher – außer in einer Situation des unmittelbaren Kampfes gegen eine unterdrückende Macht – dazu veranlassen, die eigenen Wurzeln höher zu schätzen als berufliches Fortkommen, soziale Stellung und persönliches Wohlergehen? Im Grunde brauchten wir dazu ganz andere Weltordnungen und ein anderes Selbstverständnis der Menschheit. In der heutigen Welt können wir realistischere, wie in anderen Fällen auch, nur Auswüchse (etwa die Unterdrückung und das Verbot von Sprachen) anklagen und vielleicht eindämmen.

Was geht der Menschheit verloren, wenn eine Sprache stirbt? Die betroffenen Sprecher verlieren ein Mittel der Identifikation und des relativ unproblematischen Zugangs zu gemeinsamen Traditionen (sofern sie den entsprechenden Gebrauch dieses Mittels nicht schon längst aufgegeben hatten). Die Menschheit insgesamt verliert ein Stück Vielfalt. In der Tat sind Sprachen, oder besser: die distinktiven Besonderheiten von Sprachen, ein ganz herausragendes Mittel, Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft herzustellen und auszudrücken. Auch die Überlieferung von Kultur ist ohne das Gebundensein an Sprache kaum vorstellbar. Bestimmte Aspekte des Herstellens und Ausdrückens von Zugehörigkeit und der Kontinuität einer kulturellen Tradition gehen zweifellos verloren, wenn die sie tragende Sprache stirbt. Das kann für Betroffene schmerzhaft sein, und es ist insgesamt jedenfalls ein Verlust.

Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht aber nicht nur über eine gemeinsame Sprache, sondern etwa auch durch die Gemeinsamkeit von Lebensbedingungen, Erfahrungen, Wünschen usw. Die müssen natürlich sprachlich mitgeteilt werden, damit sie Bestandteile eines gemeinsamen Bewusstseins werden können. Das allerdings kann auch durch eine „andere“ Sprache oder durch sich unterscheidende Sprachen vermittelt werden. Ebenso kann Kultur, wenn auch nicht vollständig, „übersetzt“ werden. Allgemeiner: Der durch das Sterben einer Sprache entstehende Verlust kann in gewissem Umfang aufgefangen, ersetzt, kompensiert werden.

Mehrsprachige Gesellschaften, und das sind sehr viele und meist große, sind in kultureller Hinsicht doch mehr als die Summe der sie bildenden Sprachgemeinschaften. Sie können, wie die Geschichte zeigt, eine hohe gemeinsame Kultur entwickeln, die nicht mehr allein auf der Gemeinsamkeit einer einzigen Sprache beruht.

Als gewichtiges Argument wird auch gern auf die enge Bindung des Denkens an die Sprache verwiesen: Jede Sprache würde ihren Sprechern ganz besondere Wege des Denkens vorgeben; wenn die verloren gingen, würde das Denken ärmer. Der erste Teil des Arguments ist im Kern sicher richtig. Die sprachlichen Vorgaben bewirken aber offensichtlich keine Unfähigkeit, „anders“ zu denken. Mit dem Erlernen einer anderen oder zusätzlichen Sprache können auch Denkweisen erweitert und wegfallende Zugänge zur Welt kompensiert werden. Man muss sich nicht auf das Argumentationsniveau von Globalisierungs-Ideologen begeben, um sich Formen menschlichen Zusammenlebens vorstellen zu können, die neue überregionale Identitäten und Kulturen hervorbringen und in denen das Verhältnis der Sprachen zueinander anders ist als es in Begriffen beschreibbar ist, die wesentlich durch das 19. und frühe 20. Jahrhundert geprägt sind. Auch der Purismus vergangener Zeiten lässt sich nicht nur als übertrieben abtun, er passt einfach nicht mehr in heutiges Denken. Die massenhafte Übernahme von englischen Wörtern (und auch grammatischen Strukturen) kann unnötig sein und lächerlich wirken und damit etwas über Sprecher aussagen. Sprachmischung muss aber weder ein Kulturverfall sein noch die Denkfähigkeit einschränken, wie das Englische und manch andere „Mischsprachen“ zeigen. Es war eine zunächst nur romantisierende, später aber auch rassistisch verwendete Vorstellung, die in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert geläufig wurde, dass nämlich die deutsche Sprache allen anderen vor allem deshalb überlegen sei, weil sie sich „rein“ erhalten und nicht mit anderen gemischt habe.

Für ein unpassendes Argument halte ich, dass das Überleben der Menschheit von der Vielfalt der Sprachen abhängt. Die letztlich vom Menschen geschaffene(!) sprachliche Vielfalt lässt sich nicht mit einer zur genetischen Ausstattung gehörenden Vielfalt (von der die Fähigkeit zur Sprache ein Teil ist) auf eine Stufe stellen. Möglich ist auch eine ganz andere Perspektive, die mit dem heutigen Wissen viel eher vereinbar erscheint: Die Vielfalt der Sprachen ist in der Menschheitsgeschichte nur

ein notwendiges Übergangs-Stadium, geschuldet einer unendlichen Serie von Trennungen und wohl häufig feindlichen Begegnungen menschlicher Populationen. Vielleicht sind wir schon auf dem Weg, uns einem Zustand ursprünglicher Zusammenhalte allmählich wieder zu nähern. Wenn die Menschheit überleben will, muss sie ganz andere Gefahren als das Sprachensterben überstehen.

Die Frage schließlich, ob Nationalsprachen die Nationalstaaten überdauern, ist insofern falsch gestellt, als die Geschichte der Vereinheitlichung und Konvergenz von Sprachen, die auch ihre zahlenmäßige Verringerung zur Folge haben kann, ja nicht erst mit der Herausbildung von Nationen begonnen hat und natürlich auch nicht mit den Nationen enden wird. Sprachliche Gebilde, die wir heute Nationalsprachen nennen, werden mit Sicherheit auch dann noch existieren, wenn es keine Nationen mehr (im heutigen Sinne) gibt. Aber ihr Verhältnis zueinander, damit auch ihr Inhalt, und vielleicht auch ihre Zahl werden sich verändern.

Literatur

- Barbour, Stephen** (1993): ‚Uns knüpft der Sprache heilig Band‘. Reflections on the Role of Language in German Nationalism, Past and Present. In: John L. Flood et al. (eds.), ‚Das unsichtbare Band der Sprache‘. Studies in German Language and Linguistic History in Memory of Leslie Seiffert. Stuttgart, 313–332.
- Busse, Dietrich** (1993): Deutschland, die „schwierige Nation“ – Mythos oder Wirklichkeit? – In: Ruth Reiher / Rüdiger Läger (Hrsg.), Wer spricht das wahre Deutsch? Erkundungen zur Sprache im vereinigten Deutschland. Berlin, 8–27.
- Coulmas, Florian** (1995): Germanness: Language and Nation. – In: Patrick Stevenson (ed.), The German Language and the Real World. Sociolinguistic, Cultural, and Pragmatic Perspectives on Contemporary German. Oxford, 55–68.
- Stevenson, Patrick** (1993): The German Language and the Construction of National Identities. In: John L. Flood et al. (eds.), ‚Das unsichtbare Band der Sprache‘. Studies in German Language and Linguistic History in Memory of Leslie Seiffert. Stuttgart, 333–356.